

Wolkenbruch ist nicht Thomas Meyer

Eine jüdische Weltverschwörung in einem Roman ironisch heraufzubeschwören – das ist mehr als tollkühn

MANUEL MÜLLER

Was tut Thomas Meyer da? Sicher ist: Es ist wagemutig. Und Meyer ist sich nicht zu schade, den guten Geschmack zu strapazieren. Der Zürcher Schriftsteller hat einen zweiten «Wolkenbruch» vorgelegt. Und darin ignoriert er alle Erwartungen, die der erste Roman geschürt haben mochte. Das Buch spielt nicht in Zürich, macht einen weiten Bogen ums orthodoxe Milieu, spricht kaum Jiddisch, lässt Laura links liegen – und geht den direkten Weg in Richtung Pulp Fiction.

Was ist geschehen? Im ersten Buch begann doch alles ganz gut. Nämlich mit einem Hintern und einem jungen Mann, der den Rundungen nicht widerstehen konnte. Eine alte, fast alltägliche Geschichte also. Nur hatte die Sache einen Haken: Der Mann war jüdisch-orthodox – und der Hintern gehörte einer Schickse.

Thomas Meyers Debütroman wurde ein Überraschungserfolg, und die Verfilmung ist erst kürzlich ins Rennen um einen Oscar gegangen. Was Meyer nun aber als Nachfolger liefert, bietet Stoff für zünftige Kontroversen. Bereits bei seinem Erstling wurden Vorwürfe laut, Meyer hantiere plump mit Stereotypen. Diesmal setzte Meyer einen drauf, ja, er lässt keinen antisemitischen Topos aus. Er zieht alles aus der Schublade und knallt es mitten auf den Tisch. Mit voller Absicht, für alle deutlich zu sehen und ohne lange zu zögern.

Die Nazi-Hassmaschine

Dabei fängt auch der neue «Wolkenbruch» ziemlich harmlos an. Die Schickse ist vergessen, und Motti dümpelt ziellos in Zürich, was soll er mit dem Rest seines unorthodoxen Lebens anfangen? Endlich gabelt ihn jemand auf und nimmt ihn mit, es geht nach Israel. Motti kommt in einen Kibbuz und pflückt Orangen. Bis er – und spätestens da dreht sich die Geschichte – eingesperrt und unter Folter geprüft wird: Ist er bereit, sich der jüdischen Weltverschwörung anzuschließen? Ja, ernsthaft.

Der zweite Erzählstrang des Buches ist ebenso absurd. Er schildert ein Szenario in den bayrischen Bergen; hier verbergen sich Nazis seit dem Krieg und planen ihre Rückkehr an die Macht. Dazu haben sie das Smartphone und Social Media erfunden. Beides zusammen entzweit die Menschheit und soll die Welt den Hass neu lehren.

Meyer treibt alles auf die Spitze – man fühlt sich in der Kompromisslosigkeit an Sacha Baron Cohen erinnert, an dessen Kunstfiguren wie Borat, Ali G. und den Diktator. Manche werden von diesem brachialen Humor begeistert, andere davon abgestossen sein. Wobei man zugeben muss: Das Buch ist geschickt angelegt. Kommt man über die ersten Hürden hinweg, und legt man für einmal die inneren Widerstände beiseite, gewinnt es an Zugkraft. Die skurrilen Einfälle sind Legion, die Konstellationen münden in einen absurden Spionagethriller.

Und welcher Autor hat es je gewagt, eine tödlich hübsche Nazi-Spionin auf den Chef der jüdischen Verschwörung (Motti) anzusetzen? Wer hat die Chuzpe, sich einen Algorithmus auszumalen, der nur noch jüdische Restaurants und Rezepte vorschlägt? Wie kommt man auf die Idee, die Nazis würden eine Hassmaschine bauen, die derart viel Zorn verbreitet, dass sie selber Angst bekommen – und dass nur noch Mottis Mame der todessüchtigen Nazi-KI die Stirn bieten kann?

Wem muss es gefallen?

«Ich mache einfach, worauf ich Lust habe», sagt Thomas Meyer. Anders als manche Leute tatsächlich glauben, seien die «Wolkenbruch»-Romane keine Autobiografien. Mit dem zweiten Buch sollte das dem letzten Leser einleuchten. Nach dem Erscheinen des ersten Romans erhielt Meyer auch aus dem jüdisch-orthodoxen Umfeld diverse Hinweise auf Ungereimtheiten. Etwa, dass jemand, der so religiös sei wie der Vater der Hauptfigur, niemals



Der Schweizer Schriftsteller Thomas Meyer liebt den Widerspruch – als Kunstform und Kampfsport.

CHRISTIAN BEUTLER / KEYSTONE

das jüdische Wochenmagazin «Tachles» läse. «Doch, das tut er», entgegnet Meyer, «hier, auf Seite zwölf. Ich kann das so behaupten. Es ist eine Geschichte, keine Dokumentation. Und in einer Geschichte kann ich schreiben, was mir einfällt und gefällt.»

Der 1974 geborene Sohn eines christlichen Vaters und einer jüdischen Mutter liebt den Widerspruch – als Gegensatz, aber auch als Konfrontation. Er setzt Grenzen, wo andere noch lange hadern; beispielsweise bei der Frage, wann eine Beziehung zu beenden sei. Bei ihm scheint stets beides möglich. Etwa zum einen für die Liebe einzustehen, zum anderen das Leiden ernst zu nehmen. In seinem Buch «Trennt euch!» postuliert er: «Erstens: Es passt, oder es passt nicht. Zweitens: Meistens passt es nicht. Drittens: Wenn es nicht passt, wird es nie passen. Viertens: Wenn es nicht passt, leiden Sie. Fünftens: Wenn Sie leiden, müssen Sie gehen.» Meyer nimmt sich da selbst nicht aus. Er hat sich kurz nach der Geburt des Sohnes von der damaligen Lebensgefährtin getrennt. «Es war die richtige Entscheidung. Wir sind seit sieben Jahren getrennt, aber auch seit sieben Jahren gute, entspannte Eltern und Freunde.»

Alles scheint für Meyer einfach. Er war Werbetexter, schreibt Romane, Kolumnen, Aphorismen, Drehbücher («Wolkenbruch»). Seine Vielseitigkeit ist bemerkenswert – die letzte Erzählung handelte von der Riesen-Garde eines

exzentrischen Preussenkönigs. Aber auch auf ernste Fragen gibt Meyer gern eindeutige Antworten. Das gilt auch für sein neues Buch: «Es interessiert mich nicht, was das Publikum erwartet. Es darf mich auch nicht interessieren. Ich muss nur jemanden zufriedenstellen: mich selbst.»

Ewiger Antisemitismus?

Dennoch scheint der erste «Wolkenbruch» auf Meyer gewirkt zu haben. Leute würden ihm ständig ungefragt erklären, was sie alles über Juden wüssten und wie Juden denn so seien. Meyer: «Ich rege mich enorm über all die antisemitischen Vorurteile auf. Besonders, weil viele Leute die Frechheit haben, mir diese ins Gesicht zu sagen.»

Man sei als jüdischer Mensch immer wieder Belehrungen zu Juden ausgesetzt. «Ich sitze dann da und sage: «Schön, unterrichten Sie mich doch mal. Ich bin zwar Jude und weiss vermutlich ganz gut Bescheid, aber Sie sind offenbar noch besser informiert.» Und dann kommen immer die übelsten Klischees und Verschwörungstheorien.» Mit Logik könne man nicht gegen Antisemitismus vorgehen, das habe er jahrzehntlang versucht.

Darum das Buch? Darum all die Absurditäten des neuen «Wolkenbruchs»? «Ich würde halt irgendwann ironisch und sagte: «Ja, das ist alles wahr. Ich bin persönlich hinter deinem Geld her, all deine Freunde hören auf mein Kom-

mando, und deine Mutter ist eine unserer Agentinnen.» Nur so bereite man diesen Gesprächen ein Ende. Zudem helfe es gegen die Ohnmacht, die er sonst empfinde. Und für das Schreiben.

Man könnte sagen: Mit den neuen Abenteuern von Motti holt Meyer zum Befreiungsschlag aus. Alles wird in die Sackgasse der Ironie getrieben – bewusst und mit grösstem Ernst. Das ist an vielen Stellen brillant, Vorurteile sacken in sich zusammen und nur elende Häufchen bleiben übrig. Aber ist das Ganze nicht allzu billig, so viel Übertreibung bei einer so ernsten Sache? Und überhaupt: Besteht nicht die Gefahr, dass man den Witz nicht versteht, dass Leute die Pointe komplett verpassen? Das hält Meyer nicht für seine Sache, er könne den Leser nicht steuern.

Aber er traut ihm einiges zu, der Zürcher Wilde mit Tätowierungen, die aus dem Hemdausschnitt heraus schauen. In einem Werbevideo des Verlags treibt er die Ironie auf die Spitze. Er stellt das neue Buch vor und erwähnt dabei, die Schriftstellerei sei nur Tarnexistenz. Eigentlich heisse er Herschel Schreibwut. Man fragt sich unwillkürlich, ob Sacha Baron Cohen so was auch wagen würde. Und umgekehrt, wer sonst dürfte das? Es bleibt also etwas von der Frage: Was tut Thomas Meyer da?

Thomas Meyer: Wolkenbruchs waghalsiges Stelldichein mit der Spionin. Diogenes-Verlag, Zürich 2019. 288 S., Fr. 33.90.

Seed: Früher waren sie mal bei den Besten

Die Dancehall-Band zeigt, wie schön Nostalgie klingen kann

ADRIAN SCHRÄDER

Den Gleichschritt, den haben sie drauf: die fünf Männer, die synchron die Beine kreuzen, die Arme schlenkern lassen, einen Schritt nach links, einen Schritt nach rechts machen und dabei abrupt die Blickrichtung wechseln. Seeed, die Dancehall-Band aus Berlin, beweist an ihrem Konzert im Zürcher Hallenstadion, dass sie in ihrer mehrjährigen Auftrittspause nichts verlernt hat. Knie-tief stecken die Musiker im Rhythmus, traumwandlerisch bewegen sie sich. Und nie wirkt ihre eigenwillige Mischung aus Dancehall, Dub, Reggae und weiteren Stilelementen aufgesetzt.

2001 schuf Seeed mit «Dickes B» eine Hymne an die Wahlheimat Berlin, wie man sie noch nicht gehört hatte. Der Rhythmus liess die Knie erweichen, die Synthesizer quakten wie mastige Moorkröten, der Refrain prägte sich ein: «Dickes B, home an der Spree, im Sommer tust du gut und im Winter tut's weh.» Seither folgten fünf Studioalben, Stücke wie «Aufsteh!», «Ding» oder «Waterpumpee» und Konzerte, die bahnasse Fans hinterliessen.

Niemand bleibt sitzen

Und viele Fans sind ihnen über die Jahre treu geblieben. Fast ausverkauft ist deshalb das Zürcher Hallenstadion an diesem regnerischen Herbstabend. 13 000 harren der Bässe, harren des Crossover, der immer wieder auch kurz und heftig Richtung Rock ausbricht. Wer nicht ohnehin schon einen Stehplatz hat, springt beim ersten Song auf und wird sich während der 100 Konzertminuten kein einziges Mal wieder setzen. Der Grossteil der Besucher ist über dreissig, textsicher und ungewöhnlich tanzfreudig. Man lässt offensichtlich die Jugend Revue passieren.

Eine grosse Show wird ihnen an diesem Abend allerdings nicht geboten. Auf der Bühne steht eine veritable Big Band, vierzehn Männer, die sich aufs Musizieren und den Gleichschritt konzentrieren. Sie präsentieren mit «Bam Bam» ein neues Album, das mit einigen schönen Stücken aufwartet und zwischen verwickelter Dub, hinkendem Rap und zurückgelehntem Roots-Reggae changiert. Aber punkto Dringlichkeit können die neuen Seeed-Tracks nicht ganz mithalten mit dem, was derzeit unter dem Etikett des deutschsprachigen Dancehall allerorten herausgepowert wird.

Die Proll-Rap-Fraktion rund um Musiker wie Raf Camora und Bonez MC etwa hat sich mit Elementen aus der Karibik und Afrika eine Frischzellenkur verpasst. Plötzlich paart sich ihr hölzerner Stil mit tanzbaren Beats, plötzlich wirken sie agil. Es gibt allerdings auch clevere Varianten: zum Beispiel das Repertoire des 46-jährigen Stefan Richter, der unter seinem Künstlernamen Trettmann mit einem entspannten, ravigen Soundkonzept dem Zeitgeist den Puls fühlt.

Kein Best-of

Seeed aber wirken 2019 zu nostalgisch, als dass sie nochmals den Soundtrack des Jahres prägen könnten. Was die Band heute produziert, bringt die Welt nicht mehr zum Beben. So bleiben die Erinnerungen: etwa an den Hit «Paper Planes» von M.I.A., den man nun mit einer Coverversion wiederaufleben lässt.

Die Kollegen von Seeed hätten genug Hits, um live einen Steigerungslauf hinzulegen. Sie könnten eine Rakete nach der anderen zünden. Stattdessen nehmen sie immer wieder das Tempo raus, geben dem Reggae seinen Platz, flechten zwischendurch eine Hommage an ihren im letzten Jahr überraschend verstorbenen Sänger Demba Nabé ein, spicken ihr Konzert mit Zitaten und kurzen choreografischen Einlagen.

Man kann bemängeln, dass da früher mehr Strom und Überraschung drinsteckte. Oder sich gemütlich am Bass laben.